

Erstellt am: 11. März 2025.

Titel des Artikels: ZUM HUNDERTSTEN TODESTAG VON JEREMIAS GOTTHELF Sein Dienst an Volk und Vaterland Von P. Sigisbert Frick OSB, Muri-Gries

Quelle: Neue Zürcher Nachrichten, 22. Oktober 1954, <https://www.e-newspaperarchives.ch/?a=d&d=NZN19541022-04.2.2.1>
Der PDF-Artikel wurde mit freundlicher Genehmigung von e-newspaperarchives.ch bereitgestellt.

ZUM HUNDERTSTEN TODESTAG VON JEREMIAS GOTTHELF

Sein Dienst an Volk und Vaterland

Von P. Sigisbert Frick OSB, Muri-Gries

Wenn es je einen Sinn hat, dem Gedenken eines uns vorausgegangenen Schweizerdichters eine stille Stunde dankerfüllter Besinnung zu widmen, dann ist dies bei Gotthelf der Fall. Die hundert Jahre, die uns von seinem letzten Lebensstage trennen, zeigen, dass dieser wahrhaft grosse Mann erst von den ihm folgenden Generationen recht erfasst und gewürdigt wurde. Als *Albert Bitzius*, der um Gott und Volk und Heimat unermüdlich kämpfende Pfarrer zu Lützelflüh am 22. Oktober 1854 — erst 57jährig — starb, glaubten seine politischen Gegner mit ihm einen Mann untergehen zu sehen, der auf verlorenem Posten gerungen hatte. Gewiss dachten sie nicht daran, dass er über das Grab hinaus eine stets wachsende Bedeutung haben und dass sein Name und sein Werk in späteren Zeiten glanz- und ruhmvoll dastehen würden.

Schon von früherer Jugend an war Albert, der Sohn des Murtener Pastors Sigmund Bitzius, von starker Leidenschaftlichkeit und Kampflust beseelt, die er auch in den Studienjahren in Bern, wo er den Gymnasial- und Theologiestudien oblag, nicht immer zu meistern vermochte. Kaum mit der Seelsorge betraut — zuerst wirkte er an der Seite des mittlerweile nach Utzenstorf übersiedelten Vaters — dann kurz in Herzogenbuchsee und Bern, zeichnet sich bereits der künftige Gotthelf ab, dem das religiös-sittliche Wohl des Volkes heiligste Sorge wurde. Als Reformator betätigt er sich vor allem im Schulwesen und in sozialen Belangen. Durch sein heftiges Temperament und durch sein Versagen in der Predigtstätigkeit in Bern unmöglich geworden, musste er sich mit dem abgelegenen Lützelflüh begnügen, wo er nach kurzem Vikariat das Pfarramt übernahm. Der streitbare Verfechter seiner freisinnigen politischen Ideale geriet aber auch hier bald in die Isolierung, in der er an den Schreibtisch geradezu gedrängt wurde, nachdem er zur Einsicht gekommen, dass ihm auf der politischen Bühne keine einflussreiche Rolle zu spielen vergönnt war. Von vielen Parteigängern im Stiche gelassen, wändte er sich immer mehr seiner eigenen Welt, dem Bauerntum zu. Sein scharfes Auge für dessen Uebelstände, sein von sorgender Liebe zum Armen brennendes Herz, sein unerschütterlicher Glaube an das Wesentliche und einzig Wertvolle im Menschen liessen nun Werke entstehen, die aus unserer heimatlichen Dichtung und aus der des ganzen deutschen Sprachraumes nicht mehr wegzudenken sind. «Es sind», um dem grossen Gotthelfdeuter W. Muschg das Wort zu geben, «tendenziöse Werke, Schilderungen damaliger Zustände und Dokumente eines gewaltigen Willens zur Auflehnung und Aufklärung.»

«Im Vaterhause muss beginnen, was im Staate glänzen soll.» Dieses Wort, das heute über dem Eingang von Gotthelfs Geburtshaus zu Murten steht, gibt uns den Grundton des dichterischen und erzieherischen Wirkens des wackeren Pfarrers im Emmental. Wem immer es darum zu tun ist, das Beste aus den Werken des Volkserziehers festzuhalten, der wird in Freude staunen, wie sehr es unserem Dichter gelang, in seinen Büchern eine Fülle weiser Lehren über Sinn und Bedeutung des Vaterlandes zu geben. Klug und klar erkennt er den Wert der *Familie*, nicht nur in der Gestaltung lebensstarker Gemeinden, sondern für das Volksganze, für den Staat. So lesen wir in «Geld und Geist»: «Lasst euch nicht irren durch ödes Geschwätz unseliger Toren, es ist nicht der Staat, nicht die Schule, nicht irgend etwas anderes das *Lebens Fundament*, sondern das *Haus* ist es. Nicht die Regenten regieren das Land, nicht die Lehrer bilden das Leben, sondern Hausväter und Hausmütter tun es; nicht das öffentliche Leben in einem Lande ist die Hauptsache, sondern das häusliche Leben ist die Wurzel von allem, und je nachdem diese Wurzel ist, gestaltet sich das andere.»

Wenn Gotthelf sich mit ganzer Kraft für die gesunde Familie einsetzt und deren Ideal immer wieder leuchtend uns vor Augen führt, so geschieht dies aus der Einsicht, dass nur so ein lebensfähiger Staat geschaffen werden kann, ein *Vaterland*, das seinen *Bürgern zur Heimat* wird, für die sie alles einzusetzen bereit sind. Aus der Ueberzeugung, dass die Frau und Mutter Seele der Familie ist, zeichnet Gotthelf die Frauengestalten mit solcher Sorgfalt und Hingabe, dass Ricarda Huch der Meinung ist, es habe kein Dichter, nicht einmal Goethe, die Frau so hoch über das Irdische erhoben und zugleich mit so festen Füßen auf die Erde gestellt, wie dieser den Menschen zutiefst erfassende Erzähler. Ist der Mann mit seinem auf das Irdische gerichteten und gehefteten Blick der Vertreter der Welt, so erscheinen die Frauen als die Vertreterinnen Gottes. «Des Hauses Licht und die allgegenwärtige Schaffnerin, das innerste Rädli, den Geist im Haushalt, die Mittlerin des Hauses zwischen Gott und Menschen» nennt er sie. Aus der natürlichen Liebe zu Gatte und Kindern, zu Eltern und Geschwistern wächst die Frau empor zur wahren Gottes- und Nächstenliebe und reift zu einer wundervollen Treue aus, in der sie dem Mann ergeben ist. Ueber dem Mann aber steht Gott, dem sie in letzter Linie gehört, und so bekommt sie jene eigenartige Ueberlegenheit über den Mann, der sich in den meisten Gotthelfwerken nicht zu solcher Vollendung emporging, da er Geist und Herz beim Gelde hat, dem er



Zeichnung von Alb. Anker

wohl nachstrebt, es aber oft schlecht verwaltet, so dass die Frau gar oft keine rechte Stütze an ihm hat. Bei Goethe lesen wir, die beste Frau sei jene, die imstande ist, ihren Kindern den Vater zu ersetzen. Das vermögen die Frauen Gotthelfs in schönster Weise, ohne deswegen einer hässlichen Herrschaft zu verfallen.

Meisterhaft versteht es Bitzius, die gottgewollte Ordnung in der Familie auch im *Verhältnis der Eltern zu den Kindern* darzustellen. Junge Menschen, die zu wertvollen und verantwortungsbewussten Gliedern der Gemeinschaft heranreifen sollen, sehen in den Eltern die ihnen von Gott gesetzte Obrigkeit.

Eine sehr wichtige Rolle in der Gestaltung einer idealen Bauernfamilie und damit im Kern des Staates spielt das *Einvernehmen von Meistersleuten und Dienstboten*, dem Gotthelf sein volles Augenmerk schenkt. (Denken wir vor allem an Uli, den Knecht!) Der aufs Tiefste und Letzte gehende Scharfblick des Dichters sieht gerade hier eines der brennenden Probleme. So sehr die Untergebenen ihre Arbeitgeber als Vorgesetzte zu betrachten haben, ist ihnen doch auch ein sehr starkes Gefühl der persönlichen Werte eigen.

Dass Gotthelfs Weitblick seiner Zeit voraus war, zeigt sich besonders auch hinsichtlich der *sozialen Frage*. Sobald der Verarmte, zum Habenicht geworden Mensch nicht mehr an den Eigenwert seiner Persönlichkeit glaubt, wird er die Beute *kommunistischer Irrlehren*. Der bodenständigste unter allen Schweizerdichtern sah indes mit aller Klarheit, dass es den Revolutionären nicht nur darum zu tun war, die Gleichheit der Bürger in materiellen Belangen zu predigen und zu verlangen, sondern dass es ihnen um weit bedeutendere Dinge ging, als um Brotkorb. In seinem Werke «Jakobs des Handwerksgeleuten Wanderungen durch die Schweiz» begleitet er einen deutschen Handwerksburschen durch verschiedene Schweizerstädte und zeigt ihm, was er von den damals auch in unser Land einströmenden fremden Ideen zu halten habe, wie er Sozialismus und Kommunismus beurteilen solle. «Nicht in den Zuständen der Welt, sondern in den Zuständen der Seele, nicht in der Armut, sondern in der Sünde liegt das Uebel; nicht in Revolutionen ist das Heil, sondern in der Wiedergeburt des inneren Menschen.»

So stand Meister Gotthelf treu im Dienste seines Volkes, dem er Schwächen und Missstände schonungslos vor Augen hielt, aber auch die Mittel zu deren Beseitigung zeigte. Nach seinen eigenen Worten «trat er in die Schranken für Gott und Vaterland, für das christliche Haus und die Zukunft der Unmündigen».

Je länger sich Gotthelf darum bemühte, in seinen grösseren und kleinen Erzählungen echtes Bauerntum darzustellen, ja in seinen Bauern geradezu Urbilder und Vorbilder des Menschentums zu gestalten, um so mehr musste er zu seinem tiefsten Schmerze feststellen, dass dieser Menschentyp von den unheilvollen Strömungen der Aufklärung in seiner Existenz schwer bedroht sei. So erscheint es ihm als heiligste Pflicht, gegen die «alles Volksglück zerstörende Sekte» des Radikalismus zu einem vernichtenden Schlage auszuholen. Gotthelf kam zur klaren Einsicht, dass durch die freidenkerischen, religionsfeindlichen Anschauungen

dieser sogenannten Volksfreunde, die sowohl Aristokratenhasser wie Pfaffenfresser waren, nicht nur der ehrwürdige Väterglaube und fromme Volkssitte beseitigt würden, sondern überhaupt jede Ordnung in Kirche und Staat. Um die wirkliche Hebung der Schule und um die Förderung des Armenwesens in wahrhaft christlichem Sinn, um die Erhaltung der gesunden Familie im Gottesglauben und in einem mit vernünftigem Fortschrittwillen gepaarten Traditionsbewusstsein, das sich in zäher Schollentreue offenbart, um all dies hatte Gotthelf jahrelang gerungen. Seiner nicht zu bezweifelnden demokratischen Gesinnung war es ein Hohn, dass man im Vaterlande Ausländer duldet, die die Sinnesart des Schweizlers, vor allem des heimattrauen Berners nicht kannten, und die mit gehässiger Unduldsamkeit gegen das biedere «Volk der Hirten» ihre Irrlehren verkündeten. Ihr Hauptbestreben war die Erneuerung der Schule in einer religionsfeindlichen, jeder wahren Freiheit hohnsprechenden Weise. Nicht nur berief die Zürcher Regierung den freigeistigen Theologen D. Fr. Strauss an die neugegründete Hochschule, auch Bern ahmte dieses Beispiel nach und ernannte den freidenkerischen Theologen Zeller zum Hochschullehrer der künftigen Pastoren. Gotthelf missbilligte scharf das undemokratische Vorgehen der aargauischen Regierung gegen die Klöster, die sie aufhob. Auch die unrühmlichen Freischarenzüge der Berner und Aargauer, durch welche die Luzerner Regierung gezwungen werden sollte, die Berufung der Jesuiten rückgängig zu machen, galten Gotthelf als ein weiterer Versuch der Gewaltherrschaft im Geistlichen. Nun setzte sich der tapfere Pastor von Lützelflüh mit seiner ganzen Kraft und Persönlichkeit ein, um mit den ihm gegebenen Mitteln und Waffen für sein geliebtes und bedrohtes Volk zu kämpfen. In seinem 1851 erschienenen Werk «*Zeitgeist und Bernergeist*», der schärfsten aller seiner Schriften, die Gotthelf über alles teuer war, setzt er sich mit unerhörter Kühnheit mit denen auseinander, die die gottgewollte Ordnung der Dinge zu stören drohten. Und so wandelte er sich vom freisinnigen Gotthelf zum *Bekämpfer des radikalen Regiments*, der nicht daran zweifelte, dass die sein Volk erschütternden politischen Stürme als eine Strafe Gottes zu betrachten seien. Fassen die radikalen Wühler — Gotthelf nennt sie ohne Bedenken «Höllenknechte» — in einer Familie oder Gemeinde Fuss, dann zerbröckelt die gottgesetzte Ordnung, dann fehlt aber auch der Segen dessen, der die Ordnung zwischen Gott und Menschen gewollt hat. Es wird niemand behaupten, der kampfeslustige Kilchherr habe seine Leidenschaft stets beherrscht. Ja gerade in seiner oft überbordenden Masslosigkeit machte er es den Gegnern leicht, seiner zu spotten. Und doch dürfen wir dem Urteil Günthers ohne Bedenken zustimmen, der vom genannten Werk des unerschrockenen Bitzius sagt, der *Genius klarster Inbrunst* habe die Feder dabei geführt.

«Nach der Weise aller wahrhaft geistig grossen Männer wandte er sich den Bedrängten zu», rühmt Gotthelf an Pestalozzi. Er spricht damit über sich selbst das schönste Urteil aus. Da er als junger Vikar in Herzogenbuchsee zum erstenmal vor die Gemeinde trat, nannte er sich einen Lehrer, der das Wort Christi verkündigen werde, «gleichgültig ob es wohl oder übel geht, die Wahrheit an geheiligter Stätte offenbaren ohne Ansehen der Person, mutig dem Unrecht die Stirne bieten, die Unschuld schützen, der Gewalt entgegenzutreten, dem Schwachen ein Helfer sein». Er konnte damals nicht ahnen, wie sehr ihm dieses Programm während des ganzen Lebens zu schaffen und kämpfen geben werde.

Wer in Gotthelf nur einen Polterer sehen möchte, der sich in wilden Schimpfereien den Aerger über unerfreuliche Geschehnisse von der Seele schreibt, oder wer ihn gar einen «politischen Gauner und Betrüger» nennt, wie seine Feinde es taten, der erkennt die wahre Grösse dieses Mannes nicht. Ihm geht es in erster Linie darum, dem *einfachen Mann des Volkes die Augen zu öffnen*, sei es nun, dass er die Galle bitteren Spottes ausschüttet über die *Agitatoren der Emanzipation der Jugend* oder über all die andern Volk und Heimat betreffenden Irrlehren, die zu jener Zeit über die Grenzen unseres Landes fluteten gleich verwüstenden Wassern. So wendete er sich den Bedrängten zu, um ihnen auch ein wahres und klares Wort zu sagen über das *Verhältnis von Kirche und Staat*. Wir finden im Gesamtwerk Gotthelfs nur mit einiger Mühe und durchaus nicht mit Sicherheit autobiographische Einschläge. Nicht allzu schwer aber ist es, in den Gesprächen des Pfarrers mit dem Amtsrichter in «*Zeitgeist und Bernergeist*» Gotthelfs eigenstes Wort, seinen tiefsten Kummer, seine jahrelange, schmerzliche Erfahrung zu spüren, wenn er u. a. sagt: «Je mehr der Staat die Macht der Kirche brach, desto mehr dehnte er die seine aus, desto mehr erstreckte der Staat seine Gewalt über alle Korporationen oder Gemeinden, alle Verhältnisse der Menschen zueinander... ja allgemach auch über das Inwendige des Menschen, sein Wissen und sein Denken. Der Staatsbürger sollte das ganze Eingericht des Staates schön finden und sich darin selig fühlen;... damit machte der Staat sich zu Gott, wenn er auch noch den Titel nicht annahm.»

So düster indes Gotthelfs Blick in seine und unsere Zeit

(Schluss siehe nächste Seite)

Erstellt am: 11. März 2025.

Titel des Artikels: Aus «Geld und Geist» Von Jeremias Gotthelf

Quelle: Neue Zürcher Nachrichten, 22. Oktober 1954, <https://www.e-newspaperarchives.ch/?a=d&d=NZN19541022-04.2.5>

Der PDF-Artikel wurde mit freundlicher Genehmigung von e-newspaperarchives.ch bereitgestellt.

Schluss des Beitrages auf der 1. Seite.

«Sein Dienst an Volk und Heimat»

war, es fehlte ihm, *da er Christ war*, und zwar ein ganzer Christ, die Hoffnung auf die Macht und Grösse Gottes nicht. «Der Christ, der in sich die Welt überwunden, ist Herr der Welt und nicht Sklave der Welt, er besitzt das rechte Gleichgewicht der Kräfte; sich selbst zu Gott zu machen verabscheut er als Abgötterei, aber ein Kind Gottes zu sein, ist seine Freude. *Das Christentum allein bedingt den wahren Fortschritt*, denn es will ja die Vervollkommnung jedes einzelnen Menschen. *Das Christentum allein heiligt die Staatsformen* und garantiert die Wahrheit, es fordert Treue, ehrt jede Persönlichkeit, sichert alle Güter, verbindet die Bürger durch Liebe zu Brüdern...»

Mochten Gotthelfs politische Gegner ihn noch so sehr mit giftiger Kritik, mit beissendem Spott überschütten und seine ernstesten Worte und prophetischen Warnungen belachen, er hielt auf seinem Kampfplatz aus. Seine mutige Haltung zwang auch manchem seiner Feinde Achtung ab, so dem literarischen Wortführer unter ihnen, Gottfried Keller, der gesteht: «Jeremias Gotthelf war bei aller Leidenschaftlichkeit kein Reaktionär im schlechteren Sinn des Wortes... nie schielte er mit servilem Blick nach fremder Gunst und nie verleugnete er seinen angeborenen Republikanismus und das Schweizertum, das er meinte.»

Im «Zeitgeist und Bernergeist» hat Gotthelf sein wärmstes, aber nicht letztes Wort gesprochen. Auch in seinen letzten Lebensjahren rang er sich noch ein Werk ab, das den Ingrimms der Radikalen aufs neue erregte, die «*Erlebnisse eines Schuldenbauers*». Hatte sein Erstling, der «*Bauernspiegel*» den grossen Gotthelf angekündigt, so zeigt dieses letzte Buch, wie sehr sich der Prophet und Poet treu geblieben war durch all die Jahre des Ringens und Schaffens. Das Verbrechen am Kostbarsten eines Volkes, am produktiven kleinen Mann, der sich mühsam und mit ehrlicher Arbeit emporringt, aber herzlosen Ausbeutern in die Hände gerät, die ihn um alles bringen, weil der Staat versagt, der ihn schützen und ihm das Recht sprechen sollte, das ist Gotthelfs letztes grosses Bild aus dem Kampf ums Leben.

Sein Lebenswerk leuchtet und strahlt in wundervoller Frische und Echtheit auch in unsere Tage und wird uns überdauern. Wenige Dichter haben so wie er das «*onus poetae*», Last und Pflicht des Dichterberufes aus einem heiligen Verantwortungsbewusstsein heraus auf sich genommen. Heinrich Federer sagt: «Für *seine Zeit* genug getan zu haben, bedeutet schon etwas viel Grösseres und Selteneres als man bei einem durch Missbrauch so abgeschliffenen Schlagwort denken mag. *Ueber seine Zeit* hinaus vorgewirkt zu haben, ist die *Gnade und Grösse ganz weniger Auserlesener*.» Unter diesen Auserlesenen ist Gotthelf im

Bereich der Schweizerdichtung ohne Zweifel der erste. Sein Geist lebt fort in seinem Werk. Als er vor hundert Jahren vom Kampfplatz dieser Welt abberufen wurde, konnte er mit dem Bewusstsein scheiden, für des Landes Wohl mit bester Kraft gestritten zu haben, derb, ehrlich, mit unerhörtem Freimuth. *Aus Liebe zum Volk hat dieser grosse Demokrat die Heilung und Heiligung vor allem des Bauerntums zum Zentralproblem seines ganzen Schaffens gemacht*. Sein geistiges Erbe zu hüten ist denen heilige Pflicht, die um das wahre Wohl einer christlichen Heimat treu besorgt sind.

Fr. W. Försters treffendes Wort weist auf die überzeitliche Bedeutung dieses Mannes hin: «Es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, dass Jeremias Gotthelf von allen neueren Meistern der weitaus grösste ist, ein wahrer Shakespeare der Charakterzeichnung, ein tiefdringender Kenner der menschlichen Natur, ein Führer zum Wesentlichen des Lebens, ein Volkserzieher, der den schärfsten Realismus mit einer das ganze Leben erfassenden und erleuchtenden Gläubigkeit vereinigt. Jeremias Gotthelf sieht in alle Tiefen der Tragik menschlichen Wollens und menschlicher Unzulänglichkeit. Wer seine Weisheit tief in sich aufgenommen hat, der ist einerseits vor allen Illusionen über den gebrechlichen Menschen bewahrt, andererseits ist er auf den festen Boden gestellt, von dem aus man allein der Wirklichkeit des Menschenlebens gewachsen ist.»